

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 103 (1977)
Heft: 25

Artikel: Mein Do-it-yourself-Schützenpanzer
Autor: Knobel, Bruno
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-615600>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Mein Do-it-yourself-Schützenpanzer

Sparen ist des Bürgers Zierde

Manchmal will es der Zufall, dass zwei Dinge, die völlig verschieden sind, sich zusammenfügen. So erinnerte mich die schmelze österreichische Bezeichnung unseres Schützenpanzers als «Sardinenbüchse» daran, dass es in meiner Sünden Maienblüte einmal mein grösster Wunsch gewesen war, einen «wahnsinnig phantastischen» (so sagte man damals statt «irren») Sportwagen zu lenken. Dicht gefolgt war dieser Wunsch vom zweitgrössten: einmal in einem echten Panzer quer durch alle erdenklichen Hindernisse hindurchzubrechen. Ich hätte nie gedacht, dass mir diese Wünsche einmal, wenigstens akustisch, in Erfüllung gehen würden.

Das zweite «Ding» war, dass ich, die rezessive Wirtschaftslage ernsthaft bedenkend, zum Schlusse kam, im Hause misse beginnen, was leuchtet soll im Vaterland. Nämlich dass Sparaktionen, die überall gefordert und sogar da oder dort angeblich im Tun seien, auch meinem Haushalt wohl anstünden und dass damit mit gutem Beispiel voranzugehen sei. Doch so dringend heute Sparen gefordert ist, so heikel ist die Wahl, wo es zu geschehen hat. Denn bekanntlich darf man z. B.

nicht an Konsumgütern sparen, weil das die Rezession in der entsprechenden Industrie nicht nur fördert, sondern auch deren Investitionsneigung dämpft; und also auch die Rezession in der Investitionsgüterindustrie fördert und so weiter. Ich gedachte also, mich do-it-yourselfend in der Benutzung unseres Schützenpanzers als «Sardinenbüchse» daran, dass es in meiner Sünden Maienblüte einmal mein grösster Wunsch gewesen war, einen «wahnsinnig phantastischen» (so sagte man damals statt «irren») Sportwagen zu lenken. Dicht gefolgt war dieser Wunsch vom zweitgrössten: einmal in einem echten Panzer quer durch alle erdenklichen Hindernisse hindurchzubrechen. Ich hätte nie gedacht, dass mir diese Wünsche einmal, wenigstens akustisch, in Erfüllung gehen würden.

Zu jedem Opfer bereit

Es begann eigentlich ganz harmlos: Als ich mit meinem biesternen und nicht mehr allzu neuen Familienwagen unterwegs war, fiel mir ein Vibrationsgeräusch etwa halbwegs vorne unten im Motor auf. Ich muss gestehen, technisch völlig unbegabt zu sein, auch was einen Automotor betrifft. Für manche Leute ist meine Unkenntnis schon geradezu grotesk. So, wenn ich nach den Steuer-PS meines Wagens gefragt werde und – um antworten zu können – im Fahrzeugausweis nachschlage. Man pflegt das als einen sehr guten Witz von mir zu halten, ist aber keine. Item! Dass ich das Absonderliche empfand, erfüllte mich mit einigem Stolz. Ich ver-

suchte manches, um Abhilfe zu schaffen, verklebte einiges, das mir locker schien – etwa die Klappe zum Handschuhfach, Aschenbecher usw. – mit Isolierband, aber erfolglos. Getreu meinem Entschluss, etwas mehr selber zu tun, blickte ich sogar einmal unter die Motorhaube, obwohl mir bewusst war, wie lächerlich das Eingeweichten erscheinen musste. Aber oh! Mein scharfes Auge entdeckte in jenem verwirrenden Ganzen, das man so übertrieben schlicht Motor nennt, ein Schraubendeckel, auf dem die Mutter nur noch sehr locker sass. Nicht ohne mich zu vergewissern, dass es Leute gab, die mir dabei (bewundernd, wie ich annahm) zusehen, griff ich mit etwelcher Nonchalance in die Werkzeugtasche, nahm mir eine Zange und zog die Schraube an.

«Gewusst wie!» murmelte ich selbstgefällig und übersah gefisselnd, dass ich mir bei meiner Verrichtung einen Fingernagel abgebrochen und beide Manschetten meines Hemdes rettungslos zerstört hatte. Wer sparen will, muss zu Opfern bereit sein.

Die Entdeckung

Etwas enttäuschend war allerdings die Feststellung, dass sich das Vibrationsgeräusch nicht wesentlich vermindert hatte. Das

heisst, in hoffnungsfroher Stimmung hätte man meinen können, es klinge eine winzige Spur gedämpfter, wenigstens im Vergleich zum neuen Geräusch. Denn seit meinem Eingriff schienen sich sowohl mein Gehör als auch mein technisches Verständnis verfeinert zu haben. Der Motor, so schien mir, lief «irgendwie uneben». Er zog auch nicht mehr so an wie sonst. Als ich das nächstemal tankte, prüfte ich deshalb ausnahmsweise eigenhändig den Ölstand, um so nebenbei wie möglich zum Tankwart sagen zu können, ja, ich misse doch wohl am Abend einmal einen kritischen Blick in den Motor werfen; da laufe etwas «für mein Gehör» nicht glatt genug. Der Mann biss auch sogleich an, wenn auch auf unerwartete Weise.

Er warf mir nämlich einen merkwürdigen Blick zu, ergriff zielstrebig ein am Motor frei baumelndes Kabelende und steckte es dort ein, wo – wie ich später und mit Hilfe der verglöhnten und nie vorher benützten Anleitung entdeckte – sich die Zündkerzen befinden. «Da hat wohl einer etwas unvorsichtig am Motor herumgefigert», stellte der Mechaniker anzüglich fest.

Darmit war die Unebenheit im Motorengeräusch behoben, aber zusammen mit der Existenz von Zündkerzen entdeckte ich noch etwas anderes: das Entschäidende,

wie ich sofort sah. Im Motor, halb links (wenn man gerade davornieht), entdeckte ich ein gebogenes Schlauchstück, ähnlich dem Schlauch eines Staubsaugers, aber aus Metall. Oben war es an einer Oeffnung angeschraubt, aber unten sass es nur locker über einer andern Oeffnung. Die Quelle des Vibrationsgeräusches war gefunden! Mit einem Draht umwickelte ich das untere Schlauchende und zurte es fest, indem ich den Draht an irgendein hinreichend dickes Gummikabel spannte. Improvisieren ist seit je meine Stärke.

Meine Genugtuung war gross und half mir auch über die Schmerzen hinweg. Denn beim Verdrahten hatte ich mir an beiden Händen nicht unerhebliche Brandwunden zugezogen. Man glaubt gar nicht, wie heiss gewisse Teile eines Motors werden können!

Das Harmloseste

Als ich anderntags mit verbundenen Händen den Wagen startete, setzte ich mich mit stilligem Kopfe in jene Pose, die einen aufmerksamsten Konzertbesucher kennzeichnet, und horchte erwartungsfroh. Als das Vibrationsgeräusch zu seiner Verblüffung erneut erklang, stand für mich alles fest. Die Reparatur des Schlauches war unzulänglich gewesen. Also musste ein neuer Schlauch her! Und so, wie man heute auf Grund einer populärmedizinischen TV-Sendung mit der fixierten Diagnose und exakten Therapieanweisungen zum Hausarzt geht, so fuhr ich zur Autowerkstatt, erstand ein neues Schlauchstück und fuhr damit beim Garagisten vor.

Zwei Mechaniker guckten sich die Sache und dann einander und schliesslich zusammen mich an und murmelten. Um eine allgemeinverständlichere Erklärung höflich gebeten, äusserten sie sich nicht, sondern ergriff eine Zange und klemmte – sehr un-

wirsch, wie mir schien – erst einmal meine Verdrählung ab, hielt sie dann seinem Kollegen vor die Augen und murmelte erneut, und zwar so etwas wie «alles, was recht ist!» Der Kollege murmelte auch. Er meinte, da hätte ich unverdient Schwein gehabt. Der erste bequeme sich sodann zur Feststellung, es gebe an einem Automotor «bekanntlich» Teile, die recht heiss würden. Ich meinerseits entgegnete mit einer gewissen Heftigkeit «wem sagen Sie das» und hob dabei meine bandagierten Hände. Worauf der zweite, etwas milder, einige Erläuterungen gab. Zum Beispiel, wenn man an ein Metallrohr, das heiss werde, einen Draht «hänge», dann werde der Draht «hängen» heiss. Und wenn der Draht an einem Gummikabel – «Gummika-bel» skandierete er kopfschüttelnd und mit emporgezogenen Augenbrauen – befestigt werde, dann könne dort der Gummi «aufschmoren» und es zu einem «Kurzen» kommen. Und der erste schloss sanft: «Und das wäre noch das Harmloseste!» Ich könne den Wagen in einer Viertelstunde wieder haben, versprachen sie, dann sei das neue Rohrstück eingesetzt.

Ich holte mir später den Wagen und fuhr weg, ins Bernbiet. Und so entging mir ein Telefonanruf des Mechanikers. Er liess mir zu Hause ausrichten, das Vibrationsgeräusch rühre nicht etwa vom Schlauch, sondern vom defekten vorderen Ende des Auspuffrohrs her.

Aber das selber zu merken, hatte ich reichlich Gelegenheit, als meine beiden einleitend genannten Wünsche in Erfüllung gingen.

Und wie sie lachten!

Es begann auf der Rückfahrt, ungefähr in der Gegend von Zöllbrück im Emmental: Das relativ sanfte, vom besagten Vibrationsgeräusch begleitete Schurren des Motors ging in einer auch

für ungeübte Ohren unüberhörbaren Steigerung in ein akustisches Holpern und dann in ein dröhnendes Blubbern über. Auf der Höhe von Solothurn wandelte sich der Lärm in ein knatterndes Röhren. Ich überprüfte den Sitz der Sicherheitsgurte und stellte mir vor, ich sei James Hunt oder Clay Regazzoni. Meine Kutsche lärnte etwa bei Wangen an der Aare bereits so infernalisches wie ein Bolide der Formel eins.

Im Strassentunnel vor Baden begann der Fahrer hinter mir alarmierend mit seiner Lichthupe zu spielen. In der Gegend von Altstetten gestand ich mir ein, dass auch mein zweiter Wunsch – wenigstens hinsichtlich der Akustik – mehr als erfüllt war: Ich fühlte mich wie in einem Panzer. Mein Centurio schien nicht nur ein, sondern etwa ein Dutzend Auspuffrohrs zu haben, und zwar in der Grösse von Kanalisationsröhren.

Beim Städteingang von Zürich, vor einem Rotlicht wartend, bemerkte ich mit enger Besorgnis, wie Fahrer vor und hinter mir aufmerkend die Köpfe reckten, die Scheiben herunterdrehten, hinaus auf ihre Kühlerseite horchten und dann ihre Blicke mir zu wenden, was auch sogleich die übrigen Insassen taten, die im übrigen mit merkwürdigen Handzeichen nicht sparten.

Mehr als peinlich war auch das Verhalten der Fussgänger. Wo immer ich beim Durchgehen Zürichs vor einem Rotlicht anhalten musste, stauten sie sich auf meiner Höhe und lachten. Und wie sie lachten!

Natürlich stellte ich schliesslich beim Warten den Motor ab, vor allem auch deswegen, weil Anwohner gestikulierend auf die Balkone traten und ein Halbwegsiger mich aus einiger Höhe freudestrahlend mit einer Orange bewarf, vermutlich weil er dachte, ein Gefährt, das wie ein Panzer töne, könne auch soviel ertragen wie ein Panzer.



20

NEBELSPALLEN Nr. 25, 1977

21